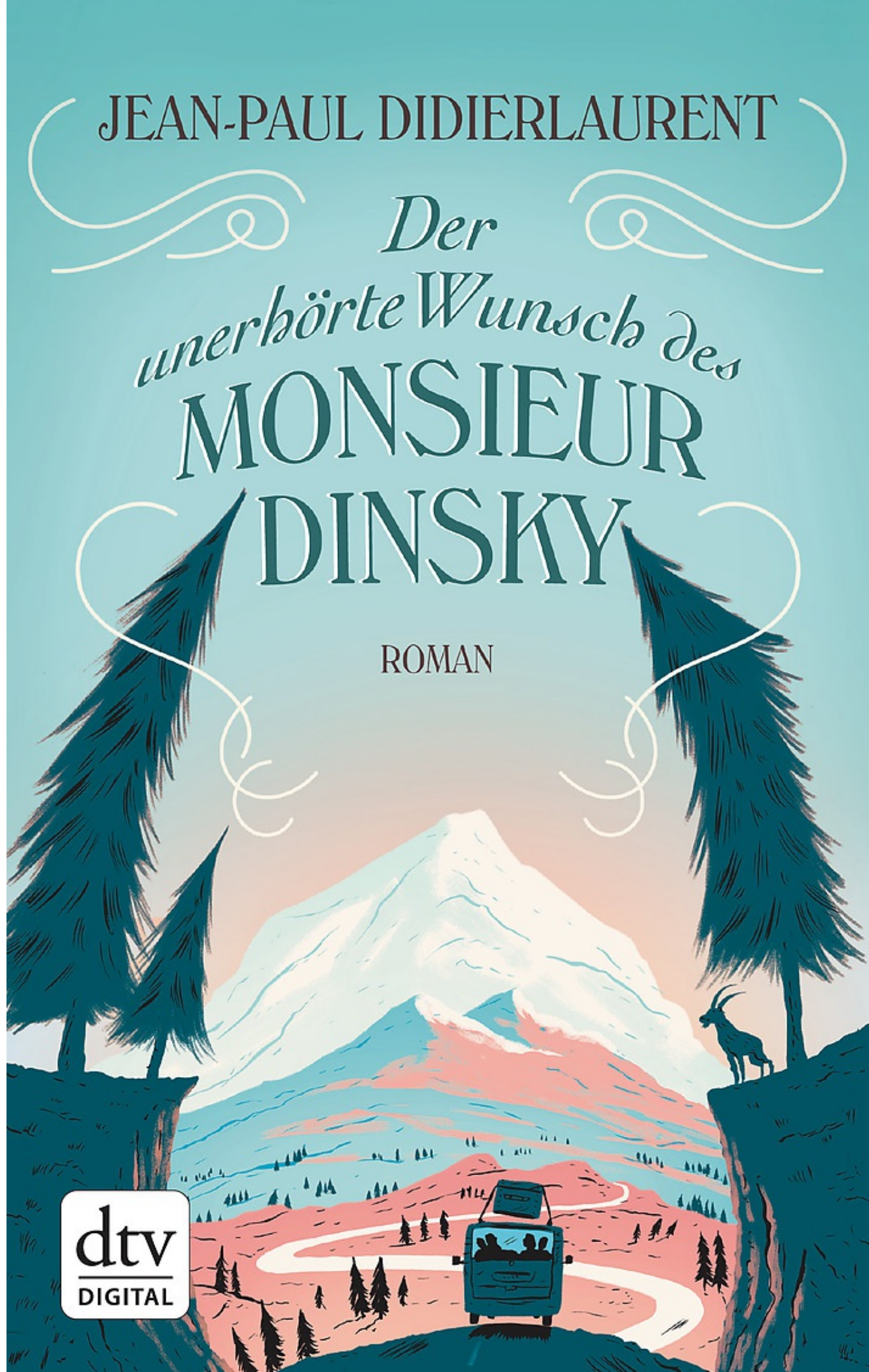


JEAN-PAUL DIDIERLAURENT

*Der*  
*unerhörte Wunsch des*  
MONSIEUR  
DINSKY

ROMAN

dtv  
DIGITAL



mir viel länger als die anderen. Ich kenne viele Witwen, die sonntags ihren verstorbenen Mann auf dem Friedhof besuchen, aber ich muss nicht mit einem Stück geschliffenem Granit sprechen, damit mein Dédé mir antwortet. Ich kann weder Friedhöfe noch Sonntage leiden.«

Im Maxini umging den Kunden der Eindruck von Fülle und Überfluss, der durch die engen Gänge noch verstärkt wurde. Jeder Meter Auslagefläche war bis zur Kapazitätsgrenze ausgenutzt.

Ein Phänomen, das Manelle jedes Mal überraschte, war, dass Madeleine Collots Hinken nahezu verschwand, sobald sie zwischen den reich gefüllten Regalreihen hindurchging. Auch heute wurde der Gang der alten Dame schwungvoller, je weiter sie in das Geschäft vordrang. Madeleine begnügte sich mit einem kleinen Stück Kalbfleisch, einer Packung Salleriesalat in Remouladensoße, einem halben Liter Orangensaft und zwei Bechern Naturjoghurt. Es gab bei Maxini nur eine Kasse, und an der saß entweder Boussouf, ein junger, freundlicher Student, der immer zu Scherzen aufgelegt war, oder die Geschäftsführerin, eine mürrische, abweisende, alterslose Frau, die stets einen verwaschenen rosa Kittel trug. Beim Maxini-Roulette gab es nur zwei Felder: Boussoufs Lächeln oder Geschäftsführerrosa. Heute hatte leider Rosa gewonnen.

»Dreizehn Euro und achtundzwanzig Cent«, verkündete die Chefin von ihrem Rollhocker herab wie einen Urteilsspruch.

Fieberhaft durchwühlte Madeleine ihre Handtasche – bis sie sich eingestehen musste, dass sie ihr Portemonnaie wohl zu Hause vergessen hatte.

Die Panik in ihrem Blick berührte Manelle, sodass sie ihr zu Hilfe kam.

»Das macht doch nichts, Madeleine, machen Sie sich deswegen keine Gedanken, Sie können es mir ja später zurückzahlen«, versicherte sie ihr, während sie der Kassiererin ihre Bankkarte hinhielt.

»Tut mir leid, aber unser Geschäft akzeptiert keine Kartenzahlung unter fünfzehn Euro.«

Ihr Tonfall ließ keine Diskussion zu. Auf der Anzeige der Registrierkasse stand in leuchtenden Zahlen die zu bezahlende Summe. Eins drei Punkt zwei acht.

Manelle seufzte.

»Madame Collet kommt jeden Tag hierher, können Sie da keine Ausnahme machen?«

Die Kassiererin tippte mit ihrem knöchigen Zeigefinger auf das kleine Schild, das direkt auf den Deckel der Kasse geklebt war: Kartenzahlung ab 15 Euro. Das Klebeband war mit der Zeit gelb geworden, und die Tinte war an manchen Stellen verschmiert.

Manelle schaute auf den Vornamen, der auf den Kittel der Geschäftsführerin gedruckt war.

»Hören Sie, Chantal, ich habe kein Bargeld dabei, können Sie wirklich keine Ausnahme machen?«

Nein, Chantal konnte offensichtlich nicht. Ihr Kopf schwenkte von rechts nach links, begleitet von einem Ts-ts-ts. Eine automatische Sprinkleranlage, dachte Manelle.

»Das ist nicht schlimm«, stammelte die verwirrte Madeleine, doch das Gegenteil war offensichtlich der Fall. Noch nie war sie von Maxini mit einem leeren Korb zurückgekehrt.

»Doch, das ist schlimm«, entgegnete Manelle.

Das Wochenende hatte nicht ausgereicht, um ihre Müdigkeit zu vertreiben, und sie war nicht in der Stimmung, sich am Montagmittag schon von einer knochigen Hexe das Leben schwer machen zu lassen.

In der letzten Teamsitzung hatte die Bereichsleiterin wieder mal betont, dass persönliche Initiative nicht verboten war, unter der Bedingung, dass die Situation es erforderte. Und diese Situation erforderte es eindeutig. Wenn Fräulein Rechenschieber fünfzehn Euro wollte, würde Manelle sie ihr geben.

Sie nahm die Bonbongläser und den Ständer mit den Lutschern neben der Kasse ins Visier. Süßigkeiten in allen Farben und Formen. Geliertes, Zitroniertes, Dragiertes, Schaumzuckriges, zu Kauendes, zu Lutschendes, Auf-der-Zunge-Zergehendes für zwei, drei, vier oder fünf Cent.

»Wie stand es bei der letzten Untersuchung um Ihren Blutzucker, Madeleine?«, fragte Manelle.

»Gut. Mein Cholesterinspiegel ist ein wenig erhöht, aber mein Blutzucker ist stabil.«

»Gut. Dann geben Sie uns bitte Bonbons für einen Euro zweiundsiebzig, Chantal«, ordnete Manelle an, und an Madeleine gewandt fügte sie hinzu: »Ich schenke sie Ihnen.«

Madame Collots Augen leuchteten beim Anblick der Süßigkeiten auf.

Die Kassiererin hatte ihre Hand bereits in das erste Gefäß gesteckt, um eine Handvoll Lakritzschnecken für fünf Cent das Stück herauszufischen.

Manelle unterbrach sie.

»Warten Sie, nein, nicht die. Geben Sie mir fünf Haribo-Erdbeeren, vier Bananen ... und ... drei Colafläschchen. Und dann nehmen wir noch ... eine Tüte Brausestäbchen, fünf Colakracher, gut ... ach, und Krokodile, ja, die sind lecker, geben Sie uns noch sieben Krokodile.«

Die Hand der Kassiererin flog von einem Glas ins andere, schraubte die Deckel je nach Anweisung auf und wieder zu.

»Bei wie viel stehen wir?«, erkundigte sich Manelle seelenruhig.

Nachdem sie nervös auf ihrem Taschenrechner herumgetippt hatte, verkündete die Geschäftsführerin die Summe.

»Fünfundneunzig Cents.«

Zu ihrem großen Vergnügen begannen einige Kunden hinter Manelle bereits vor Ungeduld zu schnaufen und von einem Fuß auf den anderen zu treten.

»Dann geben Sie uns noch vier Jelly Beans ... drei Schlümpfe, eine Konfektstange, eine saure Schlange, Cola bitte, und zwei Apfelringe ... Nein, warten Sie, nur einen Apfelring, und

stattdessen legen Sie noch zwei Draculazähne dazu. Was macht das?«

Die Tasten klapperten, was das Zeug hielt. Die Schlange hinter ihnen war unterdessen noch um ein paar Kunden länger geworden. Ein Aufstand bahnte sich an.

»Ist die Kasse kaputt?«

»Was ist da los?«, rief ein junger Kerl von ganz hinten.

»Warum, zum Teufel, dauert das heute so lange?«

Manelle drehte sich um und schenkte den ungeduldig Wartenden ein Achselzucken, um ihr tiefes Bedauern auszudrücken.

»Einen Euro achtundachtzig«, stieß Fräulein Rechenschieber hysterisch zwischen den Zähnen hervor.

»Uups, das ist zu viel«, erwiderte Manelle und ließ sie eine Konfektstange und zwei Krokodile durch ein Colafläschchen ersetzen, um auf die richtige Summe zu kommen. Hektisch griff Chantals knochige Hand nach der Kreditkarte und schob sie in das Lesegerät. Bevor sie ging, reichte Manelle der Kassiererin noch die zwei Draculazähne und zeigte dabei ihr schönstes Lächeln.

»Die sind für Sie. Sie werden Ihnen ausgezeichnet stehen. Einen schönen Tag noch.«

Schweigend ging Madeleine neben Manelle die Straße hinunter, die Tüte mit den Süßigkeiten wie einen Schatz an sich gedrückt.

Zu Hause angekommen humpelte sie bis zu ihrem Sessel und ließ sich mit einem zufriedenen Schnaufen darin nieder.

Während Manelle die Einkäufe einräumte, konnte sie aus den Augenwinkeln beobachten, wie auf dem Gesicht der alten Frau ein kindliches Lächeln erschien, als sie die erste Haribo-Erdbeere aus der Tüte holte.



An diesem Abend nahm Beth ihn nach dem Essen erneut ins Gebet.

»Es ist so schrecklich mitanzusehen: ein Möbelstück, das nur als Staubfänger dient«, schimpfte sie und deutete mit dem Kinn in Richtung Bücherregal.

Ambroise erinnerte sich an den Nachmittag, den er damit zugebracht hatte, die drei Elemente, die er bei Ikea erstanden hatte, zusammenzubauen. Einen halben Tag hatte er systematisch die verschiedenen Teile ausgepackt und zugeordnet, bevor er sie, genau der Anleitung folgend, zusammengesetzt hatte.

Etwa drei Monate waren inzwischen vergangen, seit er das brandneue Buchregal, Modell Hemnes, Farbton weiß, an die Wand des Wohnzimmers gestellt hatte. Seitdem verging keine Woche, ohne dass Beth eine Bemerkung über die leeren Bretter machte, die sie so betrübten.

»Ein Bücherregal ohne Bücher, das ist so hässlich wie ein Mund ohne Zähne«, wiederholte sie dabei ständig. »Und es ergibt nicht mehr Sinn als ein Friedhof ohne Gräber«, fügte sie toderntst hinzu. »Du weißt, wo die Bücher sind, Ambroise. Du hast die Schlüssel, du musst sie nur abholen.«

Natürlich wusste er, wo die Bücher waren. Und er hatte auch den Schlüsselbund behalten, den ihm seine Mutter gegeben hatte, als er vor vier Jahren aus dem Haus seiner Eltern ausgezogen war. Nur war es so, dass zwischen ihm und den Büchern sein Vater stand, Professor Henri Larnier.

Seit seine Mutter tot war, war Ambroise nicht mehr in der Villa auf den Hügeln der Stadt gewesen. Seine Mutter, die ihr Leben lang im Schatten dieses großen Mannes gestanden hatte, die stellvertretend in seinem goldenen Käfig gelebt hatte. Sie las ihm jeden noch so kleinen Wunsch von den Augen ab und hatte in dieser grenzenlosen Ergebenheit für ihren Mann am Ende eine gewisse Erfüllung gefunden. Wohin auch immer sie ging, zum Bäcker, in die Bibliothek, ins Theater, auf den Markt, zum Friseur, nie war sie anders als »Die-Frau-von-Professor-Henri-Larnier« genannt worden. Und als man diesem im Jahr 2005 für seine Forschungsarbeit über die Behandlung von postoperativen Komplikationen den Nobelpreis für Medizin verlieh, wurde Cécile Dumoulin, Larniers Gattin, von allen auf »Die-Frau-des-

Nobelpreisträgers-Larnier« umgetauft.

»Sag es vor allem nicht Henri«, hatte sie ihm mit Angst in der Stimme zugeflüstert, während sie den Schlüsselbund in die Hand ihres Sohnes legte.

Diese Geste war für seine Mutter ein regelrechter Akt des Widerstands, vielleicht der einzige in ihrem Leben als gehorsame Ehefrau. Es musste ihr kleines Geheimnis bleiben.

Doch Ambroise hatte die Schlüssel nie gebraucht. Einmal in der Woche, wenn er sicher sein konnte, dass der bedeutende Mann zur Arbeit gegangen war, schlich Ambroise sich wie ein Liebhaber, der seine Mätresse besucht, zum Haus seiner Eltern. Meist konnte er die nur angelehnte Tür einfach aufstoßen, um seine Mutter zu begrüßen, die ihn, frisiert und geschminkt, lange in den Arm nahm, bevor sie einen Schritt zurücktrat und ihn mit einem prüfenden Blick betrachtete, wie es alle Mütter tun, wenn sie ihr Kind nach langer Zeit wiedersehen.

In der folgenden Stunde saßen sie beieinander und sprachen bei einer Orangeade oder einem Glas Wein über Gott und die Welt, diskutierten und lachten. Den Vater erwähnte in jener Stunde keiner von beiden. Diese Stunde gehörte nur ihnen allein. Die Trennung ließ die Sehnsucht nach dem anderen steigen. Sie wollte alles wissen über sein Leben, seine Arbeit, seine Freunde und Liebschaften und was Beth die Woche über für ihn gekocht hatte. Und er fragte sie über ihre Gesundheit und ihren Alltag aus, erkundigte sich nach dem letzten Film, den sie gesehen, und dem letzten Buch, das sie gelesen hatte. In jenen sechzig Minuten wurde »Die-Frau-des-Nobelpreisträgers-Henri-Larnier« wieder zu einer ganz normalen Frau mit Bedürfnissen, Freuden und Sorgen. Jeder dieser heimlichen Besuche gab ihr neue Kraft.

Denn eines verschwieg sie ihrem Sohn: die Schmerzen, die sich seit einiger Zeit klammheimlich in ihren Eingeweiden eingenistet hatten. Vielleicht hatte sie keine Lust, ihre wertvolle gemeinsame Stunde zu verderben, indem sie ihm von dem dumpfen Schmerz erzählte, der links im Bauch eingesetzt hatte und nicht mehr nachließ. Auch ihrem Mann hatte sie nichts davon erzählt. Vielleicht hatte sie Angst, den bedeutenden Arzt zu stören, sicher auch Angst, unter diesem Dach die Worte auszusprechen, die tabu waren, seit Henri Larnier nach dem Weggang seines Sohnes verboten hatte, dass im Haus über Medizin gesprochen wurde. Sie hatte die Spuren des Krebses so lange versteckt, wie es ging, erklärte ihren Gewichtsverlust mit einer erfundenen Diät, und als die Anzeichen nicht mehr zu übersehen waren, war es zu spät. Das Ungeheuer hatte zwei Monate an ihr genagt und überall gestreut. Und sein Vater hatte nichts bemerkt. Er, der Nobelpreisträger in Medizin, der angesehene Chirurg, der seine Tage damit verbrachte, sowohl gut- als auch bösartige Tumore herauszuoperieren, hatte zu keinem Zeitpunkt wahrgenommen, dass etwas Abscheuliches seine Frau von innen zerfraß.

Am Tag der Beerdigung hatten sich Vater und Sohn am Rand des Grabes gegenübergestanden, aufrecht, aber ganz betäubt, und den Graben zwischen ihnen betrachtet,